

REGINA KRIPPNER (Schneeberg)

Das Museum für bergmännische Volkskunst Schneeberg

Entscheidend für die Entwicklung zur Bergstadt Schneeberg war die Auffindung von oberflächennahen Silbererzen, deren Hebung und Verarbeitung das Wohlwollen der Wettiner als Landesherren auf sich zog. In den ersten Jahren wurde der Ansiedlung auf dem Schneeberg die erste Bergordnung verliehen, die den sich stets verändernden Bedingungen angepasst wurde und neuer Fixierung bedurfte. Die Bergstadt Schneeberg wurde am 9. Dezember 1481 mit den Privilegien einer freien Bergstadt durch die Landesherren Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht ausgestattet. Weitere kurfürstliche Vergünstigungen waren die Verleihung von Freikuxen an die Stadt und die Vergabe von Freistellen an der Fürstenschule in Grimma. Zahlreiche Besuche der sächsischen Kurfürsten, Herzöge und Könige waren auf dem Schneeberg zu verzeichnen, sei es, um sich huldigen zu lassen, Lustbarkeiten (z. B. Schützenfesten) nachzugehen oder dass ihre Anwesenheit als Berg- und Landesherrn unerlässlich war.



Abb. 1 „Bortenreuther-Haus“ – Museum für Bergmännische Volkskunst

Die Frankenstraße, die das Vogtland und das Erzgebirge mit der Oberlausitz verband, führte gemeinsam mit der Reichsstraße und der Salzstraße durch die alte Handelsstadt Zwickau. Die mit der Entstehungszeit Schneebergs untrennbar verbundene Silberstraße endete in der späteren albertinischen Residenzstadt Dresden.

Der Wirtschaftsstandort Schneeberg förderte sowohl die Ansiedlung von zahlreichen bergbaulichen und handwerklichen Fachkräften aus unterschiedlichen Regionen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, als auch die Einbringung von Kapital im Bergbau.

Kapitalgeber vor allem aus Nürnberg, Augsburg oder anderen nord- und süddeutschen Städten, die sich u. a. durch den Handel in den autarken Städten Zwickau oder Chemnitz niedergelassen hatten, investierten und beeinflussten somit den bergbaulichen Aktienmarkt, eingeschlossen die technische Entwicklung im Bergbau.

Der Bergbau schuf für die Entfaltung von Kunst, Bildung und Wissenschaft die ökonomische Voraussetzung. Seitdem gab es zahlreiche Aufsteigerfamilien aus dem Bergwerksgewerbe oder anderen Gewerben, deren Reichtum in Bau- und Kunstwerken zum Ausdruck kam. Sachzeugen vom 16. bis 18. Jahrhundert prägen noch heute das Stadtbild Schneebergs.

Unweit des Marktes steht eines der bedeutendsten barocken Bauwerke Schneebergs, das Bortenreuther-Haus in der Oberen Zobelgasse 1, in dem seit 1934 das Museum für bergmännische Volkskunst untergebracht ist. Hier treffen Baukunst, Präsentation und Sammlung in ungeahnter Weise zusammen. Stadtansichten verschiedener Jahrhunderte und die Porträts der sächsischen Kurfürsten des 17. Jahrhunderts unbekannter Künstler zeugen gemeinsam mit den Elfenbeinarbeiten der Bildhauerfamilie Petzold (Paetzold) von der Meisterschaft Schneeberger Künstler des 18. Jahrhunderts. Diese Zeugnisse der sächsischen Geschichte prägen mit den unikalen volkskünstlerischen Werken des Westerzgebirges die Dauerausstellung des Museums.

Das Erzgebirge ist eine der bekanntesten Volkskunstlandschaften Deutschlands, in der eine relativ beständige Geschlossenheit verschiedener traditioneller Volkskunstrichtungen zu finden ist. Gemeinsamkeiten sind im Volksgesang, der Mundartdichtung, dem Volksspiel und dem Spitzenklöppeln zu verzeichnen. Bildete sich im Osterzgebirge insbesondere im Gebiet um Seiffen das Drechseln im familiengebundenen Handwerk heraus, so war es im Westerzgebirge das Schnitzen in seiner unerschöpflichen Vielfalt. Als heimatverbundene Erzgebirger gestaltete er in seinen Werken die lebensnotwendige Arbeit unter und über Tage nach, die menschlichen Beziehungen, soziale Kritik, besondere Höhepunkte des bergmännischen Lebens bis hin zu historisierenden Darstellungen und erlebnisstarken Gestaltungen des Wismutbergbaus. Als überlieferte Volkskunst war sie zuerst eine Standeskunst des Bergmanns, die sich seit dem 19. Jahrhundert unter den anderen sozialen Schichten verbreitete, Hobby und Broterwerb z. B. für Holz- und Bildhauer waren. Es kam zur Gründung von Schnitzvereinen, deren Mitglieder in ihrer Freizeit schnitzten oder gemeinsam umfangreiche Schnitz- und Bastelarbeiten schufen. Um die Ergebnisse beständig zeigen zu können, suchten sie nach geeigneten Räumlichkeiten. In Sachsen und im Erzgebirge brachten jene Bestrebungen Volkskunstmuseen unterschiedlicher Charaktere mit landschaftlich geprägten Überlieferungen und Traditionen hervor.

So präsentiert das Schneeberger Museum heute einzigartige Schätze aus dem volkskundlichen Fundus. Konzeptionell erschließt und zeigt es als eines der Museen des Westerzgebirges sachsen- und deutschlandweit die umfangreichste und geschlossenste Sammlung von historischen Schachtmodellen, Heimat- und Weihnachtsbergen. Tradierte Schnitzerei und Schnitzkunst der Gegenwart, bergmännische Lichträger, Pyramiden und historische Spitzenkunst sind Bestandteil der Ausstellung. Die Exponate sind in ihrer realen Erscheinung sinnlich erfahrbar und können beim Besucher eine nachhaltige Rezeption auslösen.

Gleichzeitig will das Museum dazu beitragen, die Erinnerungen an bergmännische und volkskünstlerische Traditionen wachzuhalten, um so deren Bedeutung für die nachfolgenden Generationen zu bewahren.



Abb. 2 Mechanischer Weihnachtsberg

Bis zur Gegenwart wird die Volkskunst des Schnitzens und Spitzenklöppelns von den Schnitzvereinen, Holzbildhauern, Schnitz- und Klöppelschulen fortgeführt. Zahlreich sind die Exponate, die durch Bewahren und zielgerichtetes Erweitern des Fundus für die Forschung einen Beitrag leisten können. Die Studiengänge Holz- und Textildesign der Angewandten Kunst Schneeberg, Fachbereich der Westsächsischen Hochschule in Zwickau, sind auf eine zukunftsorientierte Weiterentwicklung ausgerichtet.

Nun soll der Blick wieder auf die tradierte Volkskunst gerichtet sein.

Am verbreitetsten in der erzgebirgischen Schnitzerei ist die Figur, die ursprünglich im kleinen Format angefertigt wurde und in den szenischen Darstellungen der bergmännischen Arbeitswelt wiederkehrt, aber auch ihre Weiterführung in den Weihnachts- und Heimatbergen findet. Mehrere Figuren miteinander in Beziehung gesetzt, fast sogar aneinander gereiht oder stufenweise aufgestellt, verleihen in ihrer Gesamtkomposition dem Geschehen Ausdruck.

Bergmannsplastiken in Kirchen und an Bürgerhäusern gingen der geschnitzten Einzelfigur voraus. Für die Gussformen der Bergmannsleuchter aus Zinn wurden geschnitzte Modelle hergestellt. Geschnitzte und gedrechselte Bergmannsleuchter für den persönlichen Bedarf entstanden. Das Umsetzen der geschnitzten Form in die Drehform soll sich zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert vollzogen haben. Dadurch wurde es auch den ärmeren

Bevölkerungsschichten möglich, während der Weihnachtszeit einen Lichterbergmann aufzustellen.

Der Bergmann wurde zur zentralen Figur in der erzgebirgischen Schnitzkunst und fand seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert Darstellung. Als Leuchterbergmann oder Lichterbergmann verkörpert er die Sehnsucht des Bergmannes nach dem Licht der Sonne und wurde somit berufsbezogen mit dem Geleucht und dem Gezähe nachgebildet. Zu den ältesten erhaltenen Einzelfiguren des Museums gehören die Lichterbergmänner des Neustädter Bergmaurers August Dittrich und des Schneeberger Schnitzers Heidel, die beide im 19. Jahrhundert entstanden. Meist in Aufzugstracht gefertigt, teilweise auch in der Arbeitstracht wiedergegeben, bildete sich die Einzelfigur besonders in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts zum Repräsentationsstück heraus. Privatpersonen oder Vereine stifteten zu feierlichen Anlässen diese Schnitzwerke.

Das Besondere der erzgebirgischen Figur besteht darin, dass die Schnitzer in der kleinformatigen Ausführung großartige Darstellungen hervorbrachten. Nur wenigen Schnitzern ist es gelungen, eine große, gut proportionell angelegte Figur zu schnitzen, wie J. Horler, E. D. Kaltofen, P. Nestler, G. Rössel, P. Schneider, E. Teubner. Vorzugsweise wurden bekannte Erzgebirgstypen, darunter Waldarbeiter, Pilz- und Beerensammler, Förster, Klöpplerinnen und Schnitzer auch als Einzelfiguren geschnitten.

Neben den Bergmann gesellte sich der Engel, der in der christlichen Überlieferung der Verkünder der Christgeburt und der Träger des göttlichen Lichts ist. Anfänglich als Jüngling dargestellt, trat an dessen Stelle ab dem frühen Mittelalter ein weibliches Wesen, oder in Verbindung mit den antiken, barocken Putten die Gestalt eines beflügelten Kindes.

Als schwebender Lichträger oder Taufwasserträger wurde der Engel mit einem um die Hüfte gewundenen Tuch in den Kirchen aufgehängen. Andere Engelsfiguren trugen meist ein langes weißes Kleid. Die ersten geschnittenen Engel findet man bei Veit Stoß Ende des 15. Jahrhunderts in der Nürnberger St. Lorenzkirche. Gemeinsam mit dem Bergmann trat er im berühmten Bergaltar von Hans Hesse in der St. Annenkirche in Annaberg in Erscheinung. Die im Westerzgebirge geschnittenen Engel als Lichträger konnten den durch die Ausbreitung des Weihnachtsbrauchtums entstandenen Bedarf nicht decken. Es wurde eine Lösung durch die Seiffner Drechsler um 1830 gefunden. Aus der Nürnberger Kronendocke (Klapperpuppe für die Kleinstkinder) und dem Rauschgoldengel entwickelte sich die gedrechselte Engelsfigur. Sie hielt in jeder Hand eine Lichtertülle, bekam Flügel an die Schultern und dazu eine goldene Krone als Zeichen der göttlichen Herkunft. Um den hohen Bedarf in einer niedrigeren Preisspanne zu decken, wurden neben dem gedrechselten Korpus die Arme und Füße aus Masse (Gips, Mehl und Leim) geformt.

Die frühen Engel besitzen ein weißes Kleid u. a. aus Streublümchen oder Blumenranken, eine eingeschnürte Taille, eingesetzte Beine, ab der 2. H. d. 19. Jahrhunderts bildeten sich Engel mit langem Rock und Zierschürze heraus. So zahlreich wie die Dekorationstechniken sind auch die Abwandlungen der Engelsform als Lichträger mit Lichern in beiden Händen, mit Palmwedel, mit Früchtekorb, mit Glocken, mit Licherkrantz, mit Miniaturpyramiden oder einer Spinne auf dem Haupt.

Seit der Romantik und dem Biedermeier setzte man neue Wertmaßstäbe, die Familie erlangte besondere Wertschätzung. Die zu jener Zeit aus den Kirchen verbannten weihnachtlichen Bräuche, erinnert sei in diesem Zusammenhang an das Bornkinnel, wurden auf den privaten Wohnbereich übertragen. Mit der Herausbildung der Heimatkunst entstanden neue regionaltypische weihnachtliche erzgebirgische Lichterfiguren. Die Crottendorfer Lichterpuppen (auch Christkinder gen.), das Scheibenberger Muthsgungel oder die Wattepuppe sind volkstümliche weihnachtliche Lichträger. Noch heute werden jene Lichträger in abgewandelter Form gefertigt.

Bevor der Weihnachtsbaum die Priorität im Weihnachtsfest eroberte und die Geschenke unter diesem Platz fanden, war die Pyramide als weihnachtlicher Lichträger unumstritten. Obgleich sich der Weihnachtsbaum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beim deutschen Bürgertum durchsetzte, blieb die Pyramide bis heute ein ständiger Begleiter der Weihnachtszeit.

1809 weiß Christian Gottlob Wild in den erschienenen „Interessante(n) Wanderungen durch das sächsische Ober-Erzgebirge“ von „„überbaute(n) 4 bis 5 Stock hohe(n) Pyramiden, wo man das ganze Bergbauwesen, auch die Eisenhammer, Wasserkünste in völligem Gange sieht u. d. gl. m.“ zu berichten. Die Pyramide stellt eine Verbindung von weihnachtlichem Lichträger und szenischer figürlicher Gestaltung dar. Sie weist als Gesamtkunstwerk die Kombination verschiedener Handwerkstechniken (z. B. Schnitzen, Drechseln, Laubsägearbeit) auf, die in unterschiedlichen Größen, Formen und Materialien (z. B. Holz, Blech, Zinn, Pappmaché) zu finden sind.

Als Vorläufer des heutigen weihnachtlichen Lichträgers werden angesehen die pyramidalen Lichthalter auf Altären, der Klausenbaum in Österreich und Süddeutschland, der Reifenbaum aus Thüringen, die „Dresdner Pyramide“, der Vogtländische Drehturm oder die pyramidenförmigen Erzstufen, die als fürstlicher Tafelschmuck oder als Schaustücke bei Bergaufzügen mitgeführt worden sind. Der früheste Nachweis für eine warmluftgetriebene Drehpyramide lässt sich für Anfang des 19. Jahrhunderts erbringen, wobei gesicherte Hinweise ab den Jahren 1807 und 1817 (Leichsenring) vorliegen. Die im Bergwerk zur Bewetterung eingesetzten Flügelräder oder die Funktionsweise der im Bergbau eingesetzten Pferdegöpel können als die technischen Vorbilder für die drehbare Pyramide angesehen werden (Leichsenring). Das Wirkungsprinzip der Drehpyramide basiert auf dem vertikalen Warmluftstrom der Kerzen (früher Rüböllämpchen), der auch die schräg gestellten, radial angeordneten Flügel trifft. Dies führt zur Drehbewegung des Flügelrades und der über die Welle (Spindel) verbundenen Drehscheiben (auch Teller gen.).

Im Verlauf von zwei Jahrhunderten haben sich folgende Grundformen der Pyramide herausgebildet.

Die älteste erhaltene Pyramide ist die „Lenzsche“ Pyramide, die nach ihrem Besitzer benannt wurde. Aus den technischen Vorbildern der Drehpyramide ist die Auswahl der Thematiken, v. a. die der bergmännischen Arbeits- und Lebenswelt abzuleiten. Aber auch das bergmännische Brauchtum, seine Religiösität und die Beziehungen zu anderen Bevölkerungsschichten

spiegeln sich darin wider. Jagdszenen und Ereignisse aus dem Volksleben bereicherten die thematische Vielfalt.

Durch den Einfluss der böhmischen Krippenschnitzerei und die Verbreitung von Bilderbibeln im 19. Jahrhundert gewann die sakrale Thematik seit jener Zeit an Bedeutung. Bevorzugt wurden die Verkündigung, die Geburt, die Gabenbringer oder der Zug der drei Könige, einschließlich der Flucht nach Ägypten, dargestellt. Die Evangelisten und Apostel waren meist Halbplastik, Konsolträger oder unter Filialen stehende Bestandteile der Pyramide, seltener aber Bestückung der Drehteller.

Seit dem 19. Jahrhundert sind Stabpyramiden mit Paradiesgärten bekannt, die die beschauliche Szene der Geburt, aber auch Tier und Figurenwerk zum Inhalt hatten. Auch trat an die Stelle der Christgeburt mit den Hl. drei Königen die Geburt in der Bergmannskaue oder im Erzgebirgshaus als Darstellung auf den Drehtellern. Die Geburt eines Kindes des Bergmanns und seiner Frau war von Bergleuten oder typischen Erzgebirgsfiguren begrüßt worden. Kurrendesänger und der von den Bergleuten mit Stolz aufgeführte Bergaufzug sind zu einem untrennbaren Bestandteil der Pyramide und der erzgebirgischen Volkskunst geworden.

Neben geschnitzten Figuren aus Lindenholz gab es Massefiguren aus Teig, Gips, Kreide und Wachs. Anfang des 19. Jahrhunderts kamen Figuren aus Papiermacheé auf, die die Voraussetzungen für die Massenproduktion mit sich brachten und zur territorialen Verbreitung der Weihnachtsbastelei beitrugen. Das Aufkommen von Stearin und Paraffin als kostengünstige, wachsähnliche synthetische Stoffe ermöglichte die Entwicklung des Weihnachtsfestes zum Lichterfest im Erzgebirge. Später wurde die warmluftgetriebene Drehpyramide um verschiedene Antriebsmöglichkeiten und elektrische Kerzen erweitert. Seit den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts erfolgte der Bau von Ortspyramiden.

Als weihnachtlicher Schmuck des Erzgebirges und Vogtlandes entstand der Hängeleuchter vor ca. 200 Jahren. Er hat seinen Ursprung im bergmännischen Grubenholz, einem längeren Holzstamm mit seitlich eingefügter Halterung, die mit Öllämpchen bestückt war. Es diente dem Bergmann unter Tage als Beleuchtung. Schon der Bergknappe achtete und hütete das Licht, das ihm den Weg unter Tage wies. Der erforderliche Bergmann fertigte ein Mittelteil (Spindel), anfangs geschnitzt, später gedrechselt und befestigte daran s-förmig gebogene Arme aus Draht mit Öllämpchen. Die Leuchterform erhielt die Bezeichnung Spinne. Bekannt sind auch Spinnen, deren Leuchterarme aus Holz hergestellt wurden. Sie waren gedrechselt und geschnitzt, zeigten reiches Rankenwerk, sakrale, heimatliche oder bergmännische Darstellungen und konnten eine kräftige Farbgebung erhalten. Der Hängeleuchter wurde auch als Laufleuchter gestaltet, kugelgelagert und mit einem Flügelrad ausgestattet.

Nach kirchlichem Vorbild entstand auch als Hängeleuchter der Schwebeengel mit Blumenkorb oder Füllhorn in der Hand und von einem Leuchterreif umgeben. Auf einem in der Hand gehaltenen Spruchband stand „Ehre sei Gott in der Höhe“.

Als weiterer bergmännischer Lichtträger entstanden die ersten überlieferten Schwibbögen in Johanngeorgenstadt. Zum Jahresende trafen sich nach altem Brauch die Bergleute im Huthaus

oder in der Käue zum Zechenheiligabend (auch Mettenschicht genannt) zur letzten Schicht des Jahres. Die Häuer hingen ihre brennenden Grubenlichter am Stollnmundloch auf, so dass schon von weitem der Lichterbogen zu sehen war. Aus der Baukunst kann der Begriff Schwibbogen entlehnt sein.

Der Bergschmied war zu den Bergmetten eingeladen, denn der Bergsegen hing v. a. von der Qualität der geschmiedeten Werkzeuge, des Gezähes, ab. Der älteste Schwibbogen stammt aus dem Jahre 1778 vom Bergschmied Teller und Obersteiger Friedrich aus Johanngeorgenstadt. Die alten Schwibbögen zeigten in ihren bildlichen Darstellungen die Vertreibung aus dem Paradies.

Die bergmännischen Symbole, wie Bergmänner mit gekreuztem Schägel und Eisen, Klöpplerinnen, Pyramiden, Leuchterspinnen und die Geburt Christi, kamen später zur Darstellung. Stets waren bergmännische Motive dominierend für die Thematik des Schwibbogens.

Regionaltypische Symbole erhalten ebenso ihren Platz darin, der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt, ebenso den Materialien. Neben den großen Schwibbögen auf den Straßen, Plätzen und an den Ortseingängen leuchten die kleinen Schwibbögen aus den Fenstern der Erzgebirgsstuben.

Heinrich Dörfelt (1899-1967) aus Schneeberg schuf im Jahre 1958 eine Kombination zwischen Schwibbogen und Pyramide. In den letzten Jahren kam es zur Herausbildung dreieckförmiger Schwibbögen. Neben den zahlreichen Schwibbögen in Laubsägearbeit entstanden auch weihnachtliche Lichträger mit geklöppelten Motiven.